

2. Methode

2.1 Diskursanalyse als Grundlage des theoretischen Vorgehens

Noch einmal will ich die zu umkreisenden Forschungsfragen ins Gedächtnis rufen:

Wie steht das Wechselspiel von *Präventionsdenken* und *Alzheimer-Forschung* in Zusammenhang mit den beobachtbaren *Entwicklungen* hin zu *Frühdiagnostik* und sogenannter *sekundärer Prävention*? Welche *Folgen* ergeben sich aus der Tendenz zu *sekundärer Alzheimer-Prävention* für den *gesellschaftlichen Umgang mit Demenz* im Allgemeinen?

Gibt es Anhaltspunkte, dass die hier vermuteten Zusammenhänge strukturell-immanente Problematiken wie die medikamentöse Erzeugung von demenziellen Syndromen überschatten, befördern oder katalysieren? Gehen die beschriebenen Entwicklungen über solche bereits im gesellschaftlichen Bewusstsein angekommenen *iatrogenen Strukturen* hinaus? Welche *Art von Krankheitsbegriff* wird hier impliziert?

2.1.1 Einschreibung der Uneindeutigkeit

Grundsätzlich entspricht der Weg der vorliegenden Arbeit dem einer Diskursanalyse, welche Sprache als konstitutiven Faktor der sozialen Verhältnisse und Aussagen als Forschungsobjekt versteht: egal, ob – nach Foucault – Diskurs die Gesamtheit aller Aussagen, einzelne Äußerungen oder eine Sprachpraxis nach bestimmten Regeln meint (vgl. Waldenfels 1992). Gesagtes reproduziert und spiegelt nicht nur die Verhältnisse, sondern kann in einem foucaultschen Sinn in erster Linie als Produzent und Katalysator von Macht, also als Basis und Ergebnis der Verhältnisse verstanden werden. Hier kommt es nicht unbedingt (nur) auf das inhaltlich über etwas Gesagte an, sondern ganz grundsätzlich auch darauf, »daß man davon spricht, wer davon spricht« (Foucault 2014:19) und von welcher Sprechposition aus Wissen in einen Diskurs gegeben wird, um das im Theorieteil bereits beschriebene Wechselspiel von Unterwerfung und produktiver Tauglichkeit bzw. von Unterdrückung und Anreiz zu füttern.

Da Sprechpositionen durch die gesellschaftliche Institutionalisierung von Wissen definiert werden, ist eine Diskursanalyse herausragend geeignet, um Teile des wissenschaftsbezogenen Alzheimer-Diskurses als *Ort der Macht* zu betrachten, der wiederum das gesellschaftliche Wissen von »Alzheimer« und allgemein auch Demenz zu bestimmen vermag. Denn die Diskursivierung eines bestimmten (gesellschaftlichen) Phänomens und die entsprechende Wissensvermittlung räumt diesem erst den *Raum* zur Entfaltung ein und verleiht ihm durch Diskursregeln einen Reiz, welcher ihm schließlich zu besagter Macht verhilft. Diese auf *alle* Beteiligten wirkende Macht – Deutungsmacht, Definitionsmacht, Regeln, Attraktivität, Angst, Tabuisierung etc. – wiederum rückbeeinflusst den Diskurs. Die Analyse eines Diskurses kann also unter anderem deshalb so fruchtbar sein, weil das Beobachten eines angespornten »Willens zum Wissen« helfen kann, die Hintergründe selbst der paradoxesten Mechanismen in Gesellschaften zutage zu bringen. Foucault – dem neben Luckmann und Berger¹ der Verdienst der Etablierung der diskursanalytischen Vorgehensweise zugeschrieben werden kann – entwickelte hierfür keine explizite Methodik, sondern etablierte diesen Weg innerhalb seiner Forschungen selbst, bei denen es unter anderem darum ging, »den Fall einer Gesellschaft zu prüfen, die [...] redselig von ihrem eigenen Schweigen spricht und leidenschaftlich und detailliert beschreibt, was sie nicht sagt, die genau die Mächte denunziert, die sie ausübt, und sich von den Gesetzen zu befreien verspricht, denen sie ihr Funktionieren verdankt.« (Foucault 2014:16)

Was dieses Zitat andeutet, mag auch für die vorliegende Arbeit unmittelbar zutreffen: Es geht mir bei der Betrachtung des empirischen Materials nicht nur darum, welche Regeln im vorgefundenen Diskurs bestehen und von welchen Institutionen und Sprechpositionen sie ausgehen, sondern wie die befragten Hirnwissenschaftler (und auch die übrigen beobachteten Diskursteilnehmer) mit dem umgehen, was ich hier als *Regelmäßigkeit der Uneindeutigkeit* bezeichnen will. Damit ist gemeint, dass die Macht und symbolische Ordnung des betrachteten Diskurses in den Kontext meiner Fragestellung gerückt werden soll, indem sie auf die im Theorieteil beschriebenen Widersprüchlichkeiten des Alzheimer-Phänomens geprüft wird. Wenn ich also bestimmte »Instanzen der diskursiven Produktion (die sicher auch Momente des Schweigens einsetzen), der Produktion von Macht (die manchmal Verbotsfunktionen besitzt) und der Wissensproduktionen (die oft Irrtümer und systematische Verkennungen in Umlauf setzen) [...] untersuche[...]« (ebd.:20), spielen die Momente des Schweigens, die Verbote, Irrtümer und systematischen Verkennungen hier womöglich eine besondere Rolle. Denn meine Dokumentation der *Einschreibung* (eine durch Wiederholung von Aussagen erzeugte Regelmäßigkeit des Diskurses) soll auch und gerade anhand der

1 *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit* (2018; Erstersch. 1966)

beobachteten inhaltlichen Unregelmäßigkeiten, Unklarheiten, Uneindeutigkeiten und Ungereimtheiten innerhalb der Hirnforschung passieren.

2.1.2 Wissenssoziologische Diskursanalyse

Das in dieser Arbeit zu betrachtende empirische Material, auf dessen Erhebung ich in den Kapiteln 2.2, 2.3 und 3 noch genauer eingehen werde, umfasst drei Archivteile² bzw. Samples: Erstens wird, als inhaltliche Basis der Auseinandersetzung, die Betrachtung von Leitfaden-Interviews mit Alzheimer-Forschern aus den Neurowissenschaften angeführt (Sample 2³). Zweitens wird eine Literaturanalyse medizinischer Veröffentlichungen zum Zusammenhang von Medikamentenkonsum älterer Menschen und dem Auftreten von demenziellen Syndromen vorgestellt (Sample 1). Drittens erfolgt eine essayistische dichte Beschreibung meiner teilnehmenden Beobachtungen von drei öffentlich renommierten Alzheimer-Konferenzen (Sample 3). Um die Analyse der Leitfaden-Interviews zu stützen, wird eine Art Abgleich mit dem diskursimmanenten Stellenwert der in der Literaturübersicht betrachteten Problematik erstellt, welche gleichzeitig eine ganz bestimmte *Grenze des Diskurses* manifestiert und diesen möglicherweise noch genauer zu bestimmen hilft. Letztendlich wird die Diskursanalyse durch eine kurzgefasste, subjektive dichte Beschreibung meiner Teilnahme an drei Alzheimer-Konferenzen ergänzt, welche auch als Verbindungsglied zwischen den Diskursebenen von Sample 1 und 2 dienen soll. Mithilfe der Verkettung dieser drei Samples zu einem vorerst losen »Archiv« (vgl. Foucault 1988) will ich schließlich eine Synthese von Theorie und Empirie versuchen.

Da hermeneutische, sozialkonstruktivistische und wissenstheoretische – bezüglich der Datensammlung letztendlich auch ethnographische – Aspekte in die Arbeit miteinfließen, ist es schwierig, eine bestimmte Form der Diskursanalyse zu benennen. Seit Foucault haben sich allein in den Sozialwissenschaften zahllose Spielweisen von Diskursbetrachtungen institutionalisiert und – um dies zu erwähnen: zu einem gewissen Grad auch diskursiviert. Doch auf diesen Aspekt, der eher der Methodologie überlassen bleiben soll, wird hier nicht weiter eingegangen. Um meine Herangehensweise aber annähernd einzuordnen: Am ehesten kann von einer sogenannten »wissenssoziologischen Diskursanalyse« gesprochen werden, die

-
- 2 Natürlich ist jede einzelne (auch theoretische) Veröffentlichung und Quelle, die in dieser Arbeit herangezogen wird, auf irgendeine Weise Teil des Diskurses und fließt in meine Beobachtungen und Interpretationen ein, doch geht es an dieser Stelle um das empirische, von mir *erhobene* Material, welches versprechen soll, eine »neue« Erkenntnis, Frage oder Thematik hervorzubringen.
 - 3 Auf den Prozess der Datensammlung inklusive »Theoretisches Sampling« werde ich weiter unten eingehen.

Reiner Keller 2011 konzeptualisiert hat. Kellers »Grundlegung eines Forschungsprogramms« hat thematisch einige Überschneidungen mit meiner Herangehensweise, weshalb ich im Folgenden fragmentarisch auf sie Bezug nehme, ohne sie aber unmittelbar als Vorbild genommen zu haben. Keller zählt bestimmte bei Foucault gefundene Vorschläge auf, die ihm für die wissenssoziologische Diskursanalyse relevant erscheinen. Demnach bezeichnet »Diskurs« unter anderem

»strukturierte und zusammenhängende (Sprach-)Praktiken, die Gegenstände und gesellschaftliche Wissensverhältnisse konstituieren. Einzelne diskursive Ereignisse aktualisieren diesen Zusammenhang. Die Diskursperspektive richtet sich auf die Ebene der gesellschaftlichen Wissensformationen und -politiken, deren Konturen, Genese, Entwicklung, Regulierungen und Folgen (›Machtwirkungen‹). Sie versteht sich als empirisches Forschungsprogramm: Diskurse werden auf der Grundlage entsprechender Datenmaterialien untersucht. Die einzelnen Äußerungen werden nicht als singuläre Phänomene analysiert, sondern im Hinblick auf ihre typische Gestalt als ›Aussage‹. Gewiss werden die Äußerungen in einem materialen Sinne durch einzelne Sprecher produziert. Letztere agieren jedoch nicht als einzigartige Subjekte, sondern sind – in der Sprache der Soziologie – Rollenträger, welche die sozio-historisch geformten und institutionell stabilisierten Regeln der Diskursproduktion in einem *doppelten Sinne* ›aktualisieren‹: Sie setzen sie ein, realisieren sie also in ihrem Tun und bringen sie gleichzeitig auf den ›neuesten Stand‹. *Die Diskursanalyse interessiert sich für die Formationsmechanismen von Diskursen, die Beziehung zwischen Diskursen und Praktiken sowie die strategisch-taktische Diskurs-Performanz sozialer Akteure.*« (Keller 2011a:186)

Die in diesem Zitat enthaltene Betonung des Verhältnisses von rollentragendem Individuum und regelstabilisierender Institution im Diskurs hat einen bestimmten Grund: So wie Kellers Konzept beziehen sich meine Betrachtungsweisen neben der Arbeit von Michel Foucault auf die von Peter Berger und Thomas Luckmann. In deren wissenssoziologischem Manifest *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit* (Berger et al. 2018; Ersterscheinen 1966) liegt der Fokus bewusst auf der *Alltagswelt* der Menschen als Fundament der gesellschaftlichen Wirklichkeit und nicht – wie es die »Klassiker« der Wissenssoziologie etabliert hatten (vgl. Keller 2011a:180ff.) – auf theoretischem Metawissen einer übergeordneten und von Experten bestimmten Ideengeschichte.

Gerade wenn es bei der Betrachtung eines sozialen Feldes auch inhaltlich um die Frage des Verhältnisses von Experten und Laien, Theorien und Praxen, Wissenschaft und »Vernakulärem«⁴ geht – und dies ist in der vorliegenden Arbeit der

4 Mit der Verwendung von »vernakulär« (ursprünglich im Sinne von »handgemacht, von gemeinsam erzeugtem sozialen Wert«, hier mit Bezug auf die Laienherstellung, Laiensprache

Fall –, ist Bergers und Luckmanns Betonung der Kommunikation von »Allerweltswissen« als Grundlage einer Wissenssoziologie interessant. Ihnen zufolge gebührt diesem »Allerweltswissen, nicht [den] ›Ideen« [...] das Hauptinteresse der Wissenssoziologie, denn dieses ›Wissen‹ bildet die Bedeutungs- und Sinnstruktur, ohne die es keine menschliche Gesellschaft gäbe« (Berger et al. 2018:16).

Selbst theoretische Konzeptionen und entsprechendes Wissen werden den Autoren zufolge immer wieder auf die Verkörperung durch konkrete Personen oder Gruppen zurückgeworfen. Auch Foucault sieht *Machtbeziehungen* als eine Bedingung der Macht an. Die Macht eines Souveräns kann beispielsweise ohne das Volk nicht funktionieren, da sie sich über Diskurs- und Körpergefüge konstituiert und somit eine stetige Verbindung zum Wissen des Einzelnen hat. Deshalb mag es durchaus wichtig sein, die Bedeutung des Alltagswissens zu bedenken, wenn wir die Aussagen von Molekularbiologen und Neurowissenschaftlern betrachten, »weil ja selbst dieser Bereich des Wissens nur recht verstanden werden kann, wenn er vor dem Hintergrund einer viel umfassenderen Analyse von ›Wissen‹ gesehen wird« (ebd.).

Luckmann und Berger beziehen sich in diesem Zitat explizit auf »theoretisches Denken«, meinen damit aber unter anderem auch ein ganz bestimmten Personen oder Gruppen vorbehaltenes Wissen, was auf Neurowissenschaft und Molekularbiologie zweifelsohne zutrifft; zumal diese am »Geschäft mit ›Ideen‹, [an der] Fabrikation von Weltanschauungen« (ebd.) beteiligt sind. In jedem Fall ist die Frage nach der »Distribution von Wissen« (Schütz 1962; zit.n. Berger et al. 2018:17) und der Bestimmung der Lebenswelt durch Alltags-Denken von grundlegender Bedeutung für wissenssoziologische Analysen. Vielleicht wäre es sogar einen Versuch wert, übergeordnete (theoretische) Ideen bei meiner Analyse vorerst völlig auszublenden, um grundlegende Perspektivwechsel zu erleichtern. Doch mutet es idealisierend an, dem Alltagswissen eine herausragende Macht in der gegenwärtigen Gesellschaft zuzuschreiben. Auch, wenn ich einräumen muss, dass mir persönlich eine (auch methodische) Besinnung auf die alltägliche Lebenswelt des Mensch-in-Gesellschaft-Seins erstrebenswert scheint, auch was das Wissen der Experten angeht. Dennoch wäre im Hinblick auf die gegenwärtige gesellschaftliche Wissenskultur und das Alzheimer-Phänomen im Speziellen der Versuch, das betrachtete Wissen gänzlich von seiner Sozio-Historie isoliert vorzufinden, für die Durchführung einer Diskursanalyse zum Scheitern verurteilt; und ein Diskurs ohne Institution *scheint* in unserer Gegenwart per se unmöglich. Indes bringen auch Berger und Luckmann vor, dass speziell sozialer Wandel eines Zusammenspiels von sozialen (individuellen) Sinnwelten und (institutionellen) »Ideen« bedarf und von deren Wechselseitigkeit lebt. Das diskursive Umherschwirren von Wissen ist für

und Laienwissen) als Gegensatz zu »wissenschaftlich« (Expertenwissen) beziehe ich mich auf Ivan Illichs Arbeiten und speziell sein Buch *Shadow Work* (1981).

diese Autoren durchaus von basaler Bedeutung, wenn sie die gesellschaftliche Ordnung als eine »ständige menschliche Produktion« (Berger et al. 2018:55) bezeichnen. Während sie nicht müde werden, zu bekräftigen, dass für eine grundlegende Betrachtung sozialer Felder das »Grundwissen« des Laien fundamental ist, räumen sie eine Reziprozität zwischen theoretischem und (alltags-)praktischem Wissen ein:

»Ideengeschichte«, abgetrennt vom Fleisch und Blut der allgemeinen Geschichte, gibt es nicht. Aber wir betonen nochmals: solche Theorien sind keineswegs nur Reflexe ›unterschwelliger‹ institutioneller Prozesse. Die Beziehung zwischen den Theorien und ihren gesellschaftlichen Stützformationen ist immer dialektisch. [...] Sozialer Wandel muß also immer in dialektischer Beziehung zur Ideengeschichte gesehen werden.« (Berger et al. 2018:137)

Ich will die grundlegende Bedeutung des »Allerweltswissens« für die vorliegende Arbeit nicht unbeachtet lassen und später miteinbeziehen. Nun sollen noch Problematiken angeführt werden, die Reiner Keller bezüglich der Brauchbarkeit von Bergers und Luckmanns Wissensbegriff für die Analyse eines Diskurses sieht:

Mit dem Alltags-Wissensbegriff allein scheint es also schwierig zu werden, die »gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit« auf bestimmte Diskursebenen und »größere Ideengebäude« zu übertragen. Keller zufolge übersehen die Autoren,

»dass theoretische Ideen und Modelle bzw. expertengestützte Wirklichkeitsinterpretationen in das Allerweltswissen der Individuen einsickern und ihre Handlungsweisen mehr oder weniger handlungs- bzw. deutungspragmatisch mitformen – gerade darin liegt ja ein konstitutives Moment moderner posttraditionaler Gesellschaften. Der vorgeschlagenen Hinwendung zum Alltag entgeht die enorme Bedeutung der institutionellen Wissensbestände für die Gesamtkonstitution der gesellschaftlichen Wirklichkeitsverhältnisse.« (Keller 2011a:183)

Nichtsdestotrotz erkennt Keller Bergers und Luckmanns Arbeit als fundamental an, wenn er deren Auseinandersetzung mit dem gesellschaftlichen Wissen des Individuums auf die Betrachtung des kollektiven Wissens für die Diskursanalyse übertragen will:

»Summa summarum geht es der Wissenssoziologischen Diskursanalyse darum, die diskutierten Defizite durch eine Akzentverschiebung von der Konzentration auf die Wissensbestände und Deutungsleistungen individueller Akteure des Alltags hin zur Analyse von diskursiven Prozessen der Erzeugung, Zirkulation und Manifestation kollektiver Wissensvorräte auszugleichen. [...] Die Wissenssoziologische Diskursanalyse stellt ein theoretisches Vokabular und eine empirische Perspektive zur Verfügung, um solche Wissenspolitiken (nicht nur) der posttraditionalen Gesellschaften als Diskurse zu untersuchen. [...] Die Wissenssoziologische

Diskursanalyse übersetzt den daran anschließenden Gedanken der ›kommunikativen‹ Konstruktion der Wirklichkeit in denjenigen der diskursiven Konstruktion und bestimmt dadurch ihren Untersuchungsgegenstand. Als Diskurse werden unterscheidbare handlungspraktische und institutionelle Strukturierungen gesellschaftlicher Wissenspolitiken zum Gegenstand der erweiterten hermeneutischen Wissenssoziologie.« (Keller 2011a:185)

Keller sieht Bergers und Luckmanns Plädoyer für das »Laienwissen« als für seine Zwecke defizitär an und will diesen Aspekt überwinden. Für das von ihm beschriebene methodische Vorgehen erscheint dies durchaus nachvollziehbar, sinnvoll und fruchtbar, weshalb diese Übertragung auch in der vorliegenden Arbeit Anwendung finden soll. Ich will die Gegenüberstellung und Wechselbeziehung von Laienwissen und Expertenwissen allerdings später noch einmal heranziehen und problematisieren, um sie inhaltlich, also jenseits methodischer Überlegungen, auf die Fragestellungen dieser Arbeit anzuwenden. Speziell was die Körperlichkeit des Menschen als Bedingung für Gesellschaft und was die Medizin als Wissenschaftsgrenzgebiet zwischen Alltag, Ethos, Ratio und Technik (siehe Kap. 1) angeht, wäre eine Betonung der alltagsweltlichen Beschaffenheit eines jeden sozialen Feldes – auch und gerade eines hoch spezialisierten wie der Medizin – womöglich von Relevanz. Für die Methode insgesamt und die erste Betrachtung des Experten-, Prozess und Deutungswissens der interviewten Naturwissenschaftler folge ich allerdings der aktualisierten wissenssoziologischen Version Kellers und betrachte eine »diskursive Konstruktion der Wirklichkeit« (Keller 2011a:180ff.).

2.1.3 Sprache als grundlegendes wie herausragendes Zeichensystem

Doch noch einmal soll auf *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit* aus dem Jahr 1966 eingegangen werden, um auf die dort beschriebene Beschaffenheit von Sprache⁵ als Medium von Wissen zu kommen. Beides – Sprache und auch ihr Verhältnis zum Wissen – sind für die vorliegende Arbeit in all ihren von Berger und Luckmann beschriebenen Einzelheiten relevant. Die für die gesellschaftliche Wirklichkeit konstitutiven – externen und internen – Objektivationen des Individuums (Wissen) werden vor allem durch Sprache als ein Zeichensystem von herausragender Beschaffenheit manifestiert und transportiert. Letztere sehen die Autoren z.B.

»in der Fähigkeit, Sinn, Bedeutung, Meinung zu vermitteln, die nicht direkter Ausdruck des Subjektes ›hier und jetzt‹ sind. [...] Ich kann über Unzähliges sprechen, was in der Vis-à-vis-Situation gar nicht zugegen ist, auch von etwas, was ich nie erlebt habe oder erleben werde. Sprache ist Speicher angehäufter Erfahrungen

5 Die folgende Erläuterung beziehe ich auch – anders als Berger und Luckmann – auf *verschriftlichte* Sprache. Weiter unten im Fließtext gehe ich nochmal kurz auf diesen Aspekt ein.

und Bedeutungen, die sie zur rechten Zeit aufbewahrt, um sie kommenden Generationen zu übermitteln.« (Berger et al. 2018:39)

Neben dieser Möglichkeit zur räumlichen, zeitlichen und transzendenten Abstraktion beinhaltet Sprache unter anderem eine Reziprozität mit dem Denken an sich, eine herausragende Intersubjektivität (im Vergleich mit anderen Zeichensystemen), die Möglichkeit der Begrenzung von semantischen Feldern, Sinnzonen und sozialen Orten sowie die »Verwirklichung« des Selbst durch das Manifestieren der Meinung des Subjekts (vgl. ebd.:42.f.). Letztere »Kraft der Sprache, Subjektivität zu erhellen, zu kristallisieren und zu stabilisieren, bleibt ihr, wenngleich modifiziert, auch wenn sie von der Vis-à-vis-Situation abgelöst ist.« (Ebd.:40)

Doch nicht nur bezüglich der Subjektivität des Sprechenden, auch ganz grundsätzlich ist Sprache *ein von Unmittelbarkeit emanzipiertes Zeichensystem*. Ohne ihre Unabhängigkeit von direkten Gesprächssituationen – einschließlich indirekteren Wegen wie Telekommunikation, Internet⁶ etc. – wäre die machtkatalysierende Wirkung der Sprache als Wissensvermittler kaum vorhanden, weil beispielsweise *Aussagen*, die von bestimmten durch Zugangsbeschränkung und Knappheit charakterisierten Sprechpositionen aus getroffen werden, keinerlei Reichweite hätten.

Wenn die Arbeit von Luckmann und Berger für eine diskursanalytische Verwendung also problematische Wissenszugänge enthält, so birgt sie doch subtile Hinweise, die für die Betrachtung von Wissen und Macht von grundlegender Bedeutung sein können.

Sprache bietet verlässliche Sinnbezüge für den Einzelnen wie für das Kollektiv und ist gleichzeitig flexibel genug, um verschiedenste Erfahrungen komplett und komplex zu objektivieren. Indes wird durch Sprache nicht nur zugeordnet und typisiert, sondern auch entpersonalisiert, indem ihre Kategorien prinzipiell für jede und jeden zugänglich sind (vgl. ebd. 40f.).

Auch wenn sie keinen direkten Abnehmer hat und vorläufig nur dem »Selbstgespräch« dient, kann durch sie »eine Welt in einem Nu entstehen« (ebd.:41). Eine solch soziale Funktion der Imagination mag die Sprache nicht nur in der Konstruktion eines vermeintlichen Gegenübers leisten, sondern auch in der Rekonstruktion, Projektion und der *Prognose* von Sachverhalten. *Die sprachliche Überwindung sowohl der Abwesenheit eines »Ansprechpartners« als auch des gegenwärtigen Fehlens bezeichneter Gegebenheiten mag für die Betrachtung der neurowissenschaftlichen Alzheimer-Forschung und ihrer deutungsmächtigen Hypothesen interessant werden. Denn »[a]ll diese »Präsenzen« können natürlich für die fortwährende Wirklichkeit der Alltagswelt von großer Bedeutung sein.«* (Ebd.:41f.)

6 Auf die wichtige Frage nach dem qualitativen Unterschied zwischen verschiedenen Kommunikationsmedien wie Telefon und Internet in Sachen Synchronizität, Asymmetrie etc. kann hier nicht weiter eingegangen werden.

Bei der Betrachtung von Wissenschaft ist außerdem von Bedeutung, dass Sprache ihren Ort in der Alltagswelt haben und gleichzeitig auf eine andere »Welt« verweisen kann. Indem die Sprache durch diese spezielle Transzendenz eine symbolische wird, hat sie das Potenzial, sich von der sozialen »Situation« zu entfernen und für die Lebenswelt de facto unerreichbare Symbolsysteme zu erschaffen. Da die Sprache allerdings der Alltagswelt entspringt und somit von ihr abhängig ist, ist sie ebenso fähig und sogar gezwungen, die von ihr geschaffenen Symbole wieder in diese zurückzuholen. So werden Symbole, symbolische Sprache und Symbolsysteme wie Kunst, Technologie, Religion oder *Wissenschaft* zu Grundpfeilern der Alltagserfahrung und Gesellschaftskonstruktion (vgl. ebd.:42f.). Hier kommen wir wieder auf Kellers oben angeführte Kritik und auf die Frage, inwieweit sich Symbolsysteme in unserer Gegenwart von ihrem Alltagsbezug entfernen können, ohne jeglichen Rückgriff zu benötigen; inwieweit sie womöglich autopoietisch existieren und die Alltagswelt sogar unterminieren und aushöhlen und als übergeordnetes Wertesystem funktionieren; inwieweit sie die alltägliche Lebenswelt nicht nur – wie Keller konstatierte – speisen (vgl. Keller 2011a:183), sondern mehr noch: sie ersetzen.

Neben der theoretischen Ebene, auf der Sprache als grundlegendes Medium von Wissen fungiert, ist hier außerdem von Belang, dass all ihre benannten Eigenschaften auch Fragen wie die nach der methodischen Validität des empirischen Materials dieser Arbeit betreffen. Beispielsweise unterscheidet sich Sample 1 (Literaturübersicht) schon dadurch von Sample 2 (Interviews), dass es auf einem »Zeichensystem zweiter Ordnung« (Berger et al. 2018:39), nämlich auf Schrift, auf Journal-Veröffentlichungen basiert, deren Inhalte zwar durchaus auch über Vorträge etc. vermittelt werden, ihre größte Verbreitung aber in Schriftform finden. Ein anderes Beispiel ist die Interview-Datenerhebung, die zwar auf gesprochener Sprache basiert, jedoch in einer eingeschränkten »Vis-à-vis-Situation« per Skype (Videotelefonie) oder Telefon generiert und letztendlich auch transkribiert, also verschriftlicht wurde. Auf diesbezügliche Einzelheiten des Datenmaterials werde ich weiter unten noch einmal eingehen. Hier soll noch erwähnt werden, dass Berger und Luckmann dezidiert zwischen Sprache und Schrift unterscheiden und der gesprochenen Sprache (auch aufgrund ihrer Körperlichkeit) einen höheren Stellenwert in der »gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit« zuschreiben als der Schrift. Angesichts der Tatsache, dass Wissenschaft, also die vorliegende Arbeit wie auch das hierfür herangezogene Material, zu großen Teilen auf Schrift (und nicht auf vokaler Sprache) basiert, ist die oben angeführte Erläuterung der Wichtigkeit von Sprache einerseits nur für einen Teil dieser Arbeit – die durchgeführten Interviews sowie die Konferenzteilnahmen – interessant, andererseits meines Erachtens auch durchweg auf die hier relevante Funktion von Schrift zu übertragen.

2.1.4 Erweiterungen des Sprachbegriffs

Nun kommen wir von den empirischen Überlegungen »Ist ein bestimmtes Zeichensystem im Hinblick auf diese Arbeit methodisch überlegen?« wieder zur Wissenstheorie: Donna Haraway z.B. ordnet Schrift selbstverständlich dem Überbegriff »Sprache« zu. Und auch Foucault, der sich viel mit Vergangenen, mit Geschichte und Archiven befasste, war auf verschriftlichte Sprache angewiesen. Natürlich unterscheiden sich Haraways und Foucaults Auseinandersetzungen von der Herangehensweise von Luckmann und Berger in vielerlei Hinsicht, doch ist die grundlegende alltagsbezogene soziale Rolle der Objektivation durch Sprache durchaus den Diskursanalysen von schriftlichen (und anderen) Zeugnissen inhärent. Wenn Haraway also ein Zitat wie »Krankheit ist eine Sprache« (Paula Treichler 1987; zit.n. Haraway 2014:134) anführt, will sie einen völlig anderen Begriff von Sprache entwickeln als es Berger und Luckmann im Sinn hatten. Haraway geht es hier nicht zuletzt um politische Repräsentationen und damit zusammenhängende konkrete Aushandlungsprozesse in einer hypertechnisierten Gegenwart. Selbst technische Apparate können Haraway zufolge als Sprache oder Sprecher fungieren, ohne dass es einer großen transferleistenden Interpretation durch Menschen oder gar einer »Übersetzung« bedarf. Ihr Sprachbegriff wird wohl nur schwierig auf die ausschließlich menschenbezogenen, rein wissenssoziologischen Abhandlungen von Berger und Luckmann anwendbar sein; umgekehrt ist die Anwendung allerdings möglich und sogar in Haraways Arbeit impliziert. Die angeführten sozialen Funktionen von Sprache aus der »gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit« sind nicht nur auf Haraways »Parolen« übertragbar, sondern dort grundlegend und selbstverständlich – solange die Beschränkung auf den Menschen als sozialen Akteur ausgeklammert wird. Wenn Haraway *Krankheit als eine Sprache* betrachtet, will sie gerade damit sagen, dass Krankheit als ein Zeichensystem für *soziale Begrenzung, Transzendierung, Imagination oder Sinn-, Bedeutungs- und Meinungsvermittlung* gesehen werden kann. Auf Luckmanns und Bergers – wenn auch nur implizite – Einbettung in Haraways Arbeit und mögliche Überschneidungen und Gegensätze will ich in Analyse und Synthese zurückkommen. Angesichts Haraways Tendenz, gesamtgesellschaftliche körperpolitische Diskurse als durch biomedizinische Techniksprache bestimmt zu sehen, stellt sich beispielsweise die Frage, inwieweit die Laborsprache der von mir befragten Alzheimer-Forscher überhaupt noch ansatzweise einer Alltagssprache entsprechen kann; oder inwieweit sie den Alltag, seine Sprache und seinen Ethos bestimmt und erzeugt.

Speziell im Hinblick auf die Auseinandersetzung mit medizinischer Forschung als hochtechnisiertem Katalysator der Naturwissenschaften soll Donna Haraways Arbeit zum Zusammenhang von Biopolitik und Postmoderne hier noch weitere Erwähnung finden. Schließlich stellt sie einen ganz eigenen Anschluss an Foucault dar und regt bezüglich der Methode zum Nachdenken an, wenn sie schreibt, dass

»in den gegenwärtigen, von biologischer Forschung, Biotechnologie und wissenschaftlicher Medizin geprägten Welten in jede gesellschaftliche Aushandlung von Krankheit und Leiden eine Vielfalt spezifischer kultureller Dialekte verwoben ist. [...] Die biomedizinische Sprache – mit ihren faszinierenden Artefakten, Bildern, Architekturen, gesellschaftlichen Formen und Technologien – ist in der Lage, die unterschiedliche Erfahrung von Krankheit und Tod für Millionen zu formen. [...] Auch wenn anerkannt ist, daß neben der Biomedizin eine Vielzahl von nicht-, para-, gegen- oder außerwissenschaftlichen Sprachen die verkörperte Semiose der Sterblichkeit in der industrialisierten Welt strukturieren, ist es weitaus weniger üblich, die Vielfalt der Sprachen innerhalb des Feldes, das oft etwas leichtfertig als das wissenschaftliche gekennzeichnet wird, zu betonen.« (Haraway 2014:135)

Haraways Ansatz ist klar von Bergers und Luckmanns zu trennen: Ihr Fokus liegt hier auf dem Wissenschaftlichen, Artificiellen und Institutionellen, weniger auf dem Menschengesagten und entsprechender Alltagswelt, welche lediglich Teil ihrer Überlegungen sind. Dennoch ist die von Berger und Luckmann angesprochene gesellschaftsdynamisierende Dialektik von Theorie und Praxis, Idee und Alltag, Experten und Laien, Sprache und Dialekt in Haraways Verweis auf die Vielheit der wissenschaftlichen Sprachen und deren Ursprünge wiederzufinden.⁷ So schreibt sie auch: »Diese Macht der Biomedizin ist eine gesellschaftliche Tatsache, die stets von einer Vielzahl gesellschaftlicher Prozesse abhängig ist. Sie ist auf ihre ständige Re-Produktion angewiesen, ohne die sie nicht fortbestehen könnte.« (Ebd.)

Die angesprochene Macht bleibt also immer auch abhängig von den Folgen konkreter Verkörperung durch diverse, einzelne Teile der Gesellschaft. Haraway zufolge stellen heute allerdings nicht nur Menschen Gesellschaftsteile dar, sondern auch Tiere, technische Apparate und die Sprache selbst:

»Sprache ist nicht länger ein Echo des *verbum dei*, sondern ein technisches Konstrukt, dessen Wirkungsweise auf intern erzeugten Differenzen beruht. [...] Die außerordentlich enge Verbindung von Sprache und Technologie kann kaum überschätzt werden. Das »Konstrukt« steht im Zentrum der Aufmerksamkeit: Machen, Lesen, Schreiben und Bedeuten scheinen fast dasselbe zu sein. Diese Beinahe-Identität von Technologie, Körper und Semiose legt es nahe, den wechselseitig konstitutiven Beziehungen von politischer Ökonomie, Zeichen und Wissenschaft, die die gegenwärtigen Forschungsrichtungen der medizinischen Anthropologie durchdringen, eine überragende Bedeutung zuzubilligen.« (Haraway 2014:146f.)

7 Mindestens am Rande soll hier bemerkt werden: Nicht nur das naturwissenschaftliche, auch das sozialwissenschaftliche Feld ist von einer Vielzahl von Sprachen durchsetzt.

Die Technologisierung der körperbezogenen Sprache der medizinischen Forschung ist ein wichtiger Aspekt der vorliegenden Arbeit. Der postmoderne Charakter des hirnwissenschaftlichen Umgangs mit den behandelten Alzheimer-Hypothesen wird im Verlauf der Materialanalyse und -synthese zu beachten sein. Außerdem spielen technische Artefakte – wie beispielsweise Apparate zur Durchführung bildgebender Verfahren im Zuge einer Diagnostik oder Großrechner für eine Big Data-basierte Krankheitsentschlüsselung – eine bedeutende Rolle.

»Die verschiedenen konkurrierenden biologischen Körper entstehen an einem Schnittpunkt, wo sich biologisches Forschen, Schreiben und Veröffentlichen, medizinische und andere kommerzielle Praktiken, eine Vielfalt kultureller Produktionen [...] und Technologien wie Visualisierungstechnologien überlagern, mit deren Hilfe Farbvergrößerungen von Killer-T-Zellen und intime Fotografien sich entwickelnder Föten in Hochglanzausgaben in die Haushalte der Mittelklasse gelangen.« (Haraway 2014:148)

Die Betrachtung der Maschinen selbst und des Wissens davon fließt zwar nur mittelbar in meine Analyse mit ein, doch ist der Verweis auf ihren Nutzen und ihre soziale Rolle essenzieller Bestandteil des wissenschaftlichen *und* alltäglichen Sprechens von Alzheimer. Somit schwebt mindestens ihr Abbild permanent über bestimmten Aussagelinien.

Wissensobjekte – ob der menschliche Körper, die mit Alzheimer assoziierten Proteinablagerungen oder die diese vermeintlich sichtbar machenden bildgebenden Apparate – können Haraway zufolge alle »gesellschaftlich teilhaben« und unabhängig von ihrer tatsächlichen Präsenz *aktiv* involviert sein, wenn Wissen vom Körper und damit der Körper selbst *produziert* wird:

»Mit dem Begriff des ›materiell-semiotischen Akteurs‹ ist beabsichtigt, das Wissensobjekt als einen aktiven Teil des Apparats der körperlichen Produktion hervorzuheben, ohne jedoch jemals die unmittelbare Präsenz solcher Objekte zu unterstellen oder, was auf dasselbe hinausliefe, eine von diesen ausgehende, endgültige und eindeutige Determinierung dessen, was als objektives Wissen über einen biomedizinischen Körper zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt gelten kann.« (Haraway 2014:148)

2.1.5 Bemerkungen

Im Synthese-Teil werde ich mich auf weitere Arbeiten beziehen, die ganz eigene Wissensbegriffe und zu den angeführten Autoren verschiedene Herangehensweise an »Wissen« oder zumindest andere als die hier vorgestellten Hintergründe haben. Als Beispiel nenne ich hier Ludwik Flecks Konzept vom »Denkkollektiv« und »Denkstil« (vgl. Schäfer et al. 1983), welches sich im Speziellen auf wissen-

schaftliche Erkenntnisdynamiken bezieht und durch diesen konkreteren Wissensbegriff auch einen einigermaßen radikalen Konstruktionsbegriff bezüglich Wissen beinhaltet. Fleck zufolge ist die soziale Konstruktion von naturwissenschaftlichem Wissen an ganz greif- und beobachtbaren Schritten festzumachen. Für die hiesige Diskursbetrachtung werden einige Aspekte dieser Ansätze fruchtbar gemacht.

Derlei Autoren ziehe ich jedoch größtenteils für Analyse- und Interpretationszwecke jenseits des übergeordneten, vorgenommenen »Forschungsweges« heran. Das heißt, sie sollen zwar vor allem *zusätzliche* Impulse für die spätere interpretierende Auseinandersetzung geben, sind bezüglich der Forschungsmethode und ihres epistemologischen Dunstkreises jedoch nicht gänzlich irrelevant.

Schließlich will ich konstatieren, dass die hier angestellten Überlegungen zur Methode meiner Diskursforschungen lediglich Anhaltspunkte sind, um nachvollziehbar zu machen und zu erklären, aber auch um zu inspirieren, einzugrenzen und vorzubereiten. Ich werde mich allerdings nicht zu rigoros nach strikten Vorgaben richten, durch die ich Gefahr laufen könnte, unsere ohnehin begrenzten Gedankenwelten noch weiter zurechtzustutzen und womöglich eine entscheidende Idee einzubüßen.

2.2 Grounded Theory als Basis der empirischen Datenerhebung

Die empirische Datenerhebung für diese Arbeit fand im groben Rahmen der »Grounded Theory«-Forschungsstrategie von Glaser und Strauss (1998; Erstersch. 1967) statt, ohne dass ich dabei deren Vorstellungen von »Aufgaben von Theorie in der Soziologie« (ebd.:13) wie die Vorhersage von Verhalten oder Brauchbarkeit für die Praxis übernommen habe und daraus resultierende Vorgaben erfüllen wollte. Einige der Grounded Theory-Bestandteile waren fruchtbar für meine Forschung und sind nützlich für das hiesige Nachvollziehbarbarmachen meiner Vorgehensweise.

Ein für diese Arbeit grundsätzlicher praktischer Aspekt der Grounded Theory ist das »theoretische Sampling«, ein

»auf die Generierung von Theorie zielende[r] Prozeß der Datenerhebung, währenddessen der Forscher seine Daten parallel erhebt, kodiert und analysiert sowie darüber entscheidet, welche Daten als nächstes erhoben werden sollen und wo sie zu finden sind.« (Ebd.:53)

Eine solche Forschung gestaltet sich also zieloffen und entwickelt ihren Fokus erst mit dem Generieren von Theorie. Während Daten gesammelt und ausgewertet werden, wird der weitere Plan ständig aktualisiert. Bei und infolge der Erhebung und Auswertung von Sample (Datensatz) 1 reifte die Idee für die Erhebung von Sample 2, dessen Sichtung wiederum zur Erhebung von Sample 3 führte.

2.2.1 Die Naivität des Forschers als idealer Ausgangspunkt

Ein Teil der in vorliegender Arbeit verwendeten empirischen Daten wurde gesammelt, noch bevor überhaupt der Gedanke zur Umsetzung dieses Buches und ein entsprechendes Desiderat gereift war. Das erste Sample entstand also in einem Kontext, der bezüglich Ausrichtung und Verwendung der Daten zu großen Teilen von den Fragestellungen der hiesigen Arbeit abwich. Dies mag bezüglich mancher (methodischer) Aspekte ein Nachteil sein. Z.B. wurde die Bearbeitung der empirischen Substanz nicht auf bestimmte hier relevante Themenfelder und inhaltliche Kontexte eingegrenzt. Hinsichtlich einer Theoriegenerierung im Sinne einer »Grounded Theory« jedoch kann man von fast idealen Umständen sprechen. Einerseits führte gerade der Kontext jenseits dieser Arbeit zu einer bedeutenden Offenheit der Methode im Hinblick auf die Materialentstehung. Andererseits trug meine Forscher-»Naivität« bzw. Unkenntnis bezüglich des Forschungsfelds als Medizin-Externer und Feld-Neuling zu einer besonders offenen Herangehensweise an das gefundene empirische Material und die daraus potenziell resultierenden Fragestellungen und Konzepte. Mein Vorgehen ist also sehr nah an einigen von Glasers und Strauss' methodologischen Empfehlungen. Nicht nur, dass bestimmte Konzepte bei der Annäherung an Sample 1 unklar waren; auch das grundsätzliche Vorhaben dieser Arbeit war noch nicht existent und wurde erst im Laufe des ersten Feldkontakts geboren.

»Der Soziologe mag sein Forschungsprojekt mit einem Strauß »lokaler« Konzepte beginnen, um ein paar grundsätzliche oder grobe Eigenschaften und Abläufe der von ihm zu untersuchenden Situation zu bestimmen. Z. B. weiß er, schon bevor er ein Krankenhaus untersucht, daß es dort Ärzte, Schwestern und Pfleger, Stationen und Aufnahmeverfahren gibt. Diese Konzepte sind ein Ansatzpunkt seiner weiteren Forschung. Natürlich weiß er noch nicht um die Relevanz dieser Konzepte für sein Problem – das Problem muss sich erst herauskristallisieren –, noch ist es wahrscheinlich, daß sie in die Schlüsselkategorien seiner Theorie eingehen werden.« (Glaser et al. 1998:53)

Das »theoretische Sampling« führte im Fall meiner Arbeit zu drei grundverschiedenen Archivteilen, die jeweils für sich einen neuen Boden für die Auseinandersetzung mit den jeweils anderen hervorbrachten. So wurde das erste Sample (Literaturübersicht) in einer unabhängigen Feinanalyse reduziert und zum Ausgangspunkt für den weiteren zirkulären Prozess, der schließlich in der Sammlung des für diese Arbeit zentralen Interviewmaterials (Sample 2) mündete. Die Auseinandersetzung mit dem Interviewmaterial führte wiederum zu neuen Fragestellungen, die mich letztendlich zu den Alzheimer-Konferenzen in Weimar, Barcelona und Den Haag führten, wo sich schließlich aufgrund der dort gemachten Erfahrungen (Sample 3) eine Art Theorie manifestierte.

2.2.2 Korpusbildung in Etappen

Die »Korpusbildung« (vgl. Keller 2011b:88ff.) des empirischen Materials vollzog sich also im Laufe des Forschungsprozesses: Grundlegende *Fragestellungen* waren klar, doch verformten, aktualisierten und konkretisierten sie sich mit jedem Sample. Nach der Literaturübersichtsanalyse (Sample 1), welche als separates Forschungsprojekt angelegt war, lag mein Interessensfokus auf dem Verhältnis zwischen verschiedenen Präventions- und Forschungskonzepten bezüglich der Alzheimer-Krankheit und der Frage nach dem Stellenwert ihrer patho-ätiologischen Erklärungen. Mit Sample 2, der Interviewdurchführung und ersten Interviewmaterialsichtung, verschob sich das Gewicht in Richtung der Frage nach dem wissenschaftlichen Umgang mit den ätiologischen »Alzheimer-Ungewissheiten« und entsprechenden Tendenzen zu Früherkennung und Vorsorgebehandlung als Präventionsersatz. Sample 3, die teilnehmende Beobachtung, vertiefte die Frage nach der Rolle der Früherkennung von Alzheimer zwischen klinischer und pathologischer Herangehensweise und ihre Verbindung zu meinen bisherigen Beobachtungen sowie mir bereits geläufigen theoretischen Ansätzen von Gegenwartsanalyse, die sich unter anderem auf Körper, Medizin, Iatrogenese, Prävention und Alzheimer beziehen.

Die *Zeit- und Sozialräume* der Erhebungen (von 2015 bis 2019, über Internetdatenbanken, Konferenzen, Internetvideotelefonie etc.), die *Realisierbarkeit* und *Reichweite* der zu erfassenden oder erfassten Daten (deren Zugangsbeschränkungen, finanzielle Kosten, die Bereitschaft zur Kooperation der Interviewpartner, die Dateninterpretation im jeweiligen Kontext etc.) sowie deren *Quellen* (wie Fachliteratur, persönliche Gespräche, Skype-Interviews, teilnehmende Beobachtung oder Mitschriften), *thematische Breite und Spezifizierung* (zwischen iatrogener und pathologischer Ursache von Demenz, zwischen den Sozial- und Neurowissenschaften oder zwischen Alltagssprache und Wissenschaftsjargon) veränderten sich im Forschungsprozess und variierten mit jedem Schritt, bis ich schließlich eine erste Ahnung hatte, wie und wo hier etwas »Neues« versteckt sein könnte. Aus dieser Ahnung einer *Einschreibung* bzw. aus der *theoretischen Sättigung*⁸ (vgl. Glaser et al. 1998:68ff.) der Kategorien ergaben sich schließlich Gebot und Legitimation, die Datensammlung abzuschließen.

8 »Sättigung heißt, daß keine zusätzlichen Daten mehr gefunden werden können, mit deren Hilfe der Soziologe weitere Eigenschaften der Kategorie entwickeln kann.« (Glaser et al. 1998:69)

2.2.3 Radius des Materials

Um Material für die Analyse des Diskursfeldes zu sammeln, stieß ich also auf verschiedene Vorgehensweisen, die sich alle jeweils für sich auf den Bewegungskontext des Diskurses direkt beziehen und keine mittelbaren Quellen darstellen. Natürlich muss die Frage nach der Präzision und Nähe, der Unmittelbarkeit des Bewegungsradius' und der Repräsentativität seiner Vertreterinnen und Vertreter gestellt werden: Wer gehört dazu? Wann wird die Trennlinie unscharf? etc. Allerdings sind die drei hier beleuchteten Felder von einer fast unbestreitbaren Unmittelbarkeit geprägt: (1) *Fachveröffentlichungen der medizinischen Forschung*, (2) *direkte Interviewaussagen von in die Forschung verwickelten und sogar renommierten Akteuren* und (3) *den öffentlichen Diskurs repräsentierende interdisziplinäre Alzheimer-Konferenzen*. Das Feld der Fachveröffentlichungen zum Zusammenhang zwischen der Entstehung demenzieller Syndrome und dem Medikamentenkonsum älterer Menschen in (post-)industriellen Gesellschaften stellt zwar ein recht spezielles Objekt dar, soll aber – anders als die Samples 2 und 3 – als Beispiel eines fachimmanenten Rand-Diskurses dienen und gehört trotz seines geringeren Einflusses auf den übergeordneten Alzheimer-Diskurs eindeutig zu dessen Bewegungskontext. Gerade aufgrund seiner scheinbaren Marginalität oder Spezifität mag Sample 1 von besonderer Bedeutung bezüglich einer Grenzziehung des Diskurses sein und als Kontrapunkt neuerer Entwicklungen dienen.

2.2.4 Verwicklung des Forschers

Die Analyse der medizinischen Fachliteratur zu demenziellen Syndromen als Folge medikamentöser Behandlung (Kap. 3.2) stellt eine Übersichtsarbeit dar, welche sich vor allem niedergeschriebenen Aussagen widmet. Die hier erarbeiteten Diskursbausteine sind also welche, denen ich mich als Externer, als nicht involvierter Beobachter genähert habe. Daraus folgt, dass ich – auch wenn eine jede Herangehensweise und Auseinandersetzung vom Subjekt und seinen Voraussetzungen abhängt – auf jene Diskurse keinen direkten Einfluss hatte.

Die Bearbeitung der Interviews dagegen wird zwar später mit der Literaturbetrachtung durch eine übergeordnete Analyse in Verbindung gebracht, verglichen und gegenübergestellt werden, doch ist hier die Verwicklung des Interviewers von entscheidender Bedeutung. Deshalb wird die Interpretation des Interview-Materials stilistisch an Clifford Geertz' Konzept der dichten Beschreibung angelehnt sein, obwohl neben verallgemeinernden Schlussfolgerungen auch eine Theorieentwicklung im Sinne einer Grounded Theory folgen soll. Die direkte Teilnahme des Autors an den Interviews unterscheidet deren Analyse also grundlegend von der empirischen Untersuchung der Literatur (vgl. Geertz 2015).

Die Beschreibung meiner Teilnahmen an den Alzheimer-Konferenzen in Weimar, Barcelona und Den Haag sind explizit als dichte Beschreibung angelegt, die einer teilnehmenden Beobachtung entspringt. Hier kann also von einer Methode gesprochen werden, die vorwiegend subjektiv geprägt ist.

2.2.5 Materiale versus formale Theorie

Glaser und Strauss unterscheiden zwischen zwei grundlegenden Typen von Theorie:

»Als material bezeichnen wir Theorien, die für ein bestimmtes Sachgebiet oder empirisches Feld der Sozialforschung (wie z.B. die Pflege von Patienten, Rassenbeziehungen, die Berufsausbildung, die Delinquenz oder Forschungseinrichtungen) entwickelt werden. Als formal bezeichnen wir Theorien, die für einen formalen oder konzeptuellen Bereich der Sozialforschung (wie Stigmata, abweichendes Verhalten, formale Organisation, Sozialisation, Statuskongruenz, Autorität und Macht, Belohnungssysteme oder soziale Mobilität) entwickelt werden.« (Glaser et al. 1998:23)

Man kann sagen, dass die Hypothesen dieser Arbeit *zwischen* »materialen« und »formalen« Ursprüngen, Zielen, Begebenheiten und Feldern gebildet werden.

Der materiale Aspekt ist in der Hinsicht abgedeckt, insofern meine Beobachtungen auf das empirische Feld der »Alzheimer-Forschung« abzielen und in gewisser Weise auch einen Beitrag zu diesem darstellen. Einzelne konkrete Beobachtungen, Erfahrungen und Erkenntnisse werden induktiv in allgemeinere bzw. allgemeingültige Formulierungen umgewandelt. Diese Abstraktionen wiederum dienen der Theoriegenerierung sowie der theoretischen Auseinandersetzung und späteren praktischen Kritik entsprechender Felder. Diese Kritik könnte mithilfe von Interventionsvorschlägen – welche nicht unbedingt Teil dieser Arbeit werden sollten – in konkretisierten materialen Feldern verwendet werden. Allerdings geht es mir vor allem darum, ein »Werkzeug« zu schaffen, mit dem eine allgemeine Gesellschaftsbetrachtung möglich wird, die sich an Fragen von Wissen, Macht, Krankheit oder Normalität entlang hangelt.

Der formale Aspekt der hier potenziell entstehenden Hypothesen und Theorien liegt im Bereich des Umgangs mit und der Wahrnehmung von Krankheit im Kontext von Wissen und Macht, von Sprache, Autorität, Devianz, Gemeinnützigkeit, Technik, Paradigmen, Epistemen oder Denkkollektiven. Natürlich streift auch dieser Bereich konkrete empirische Belange, jedoch wird von einem grundsätzlich bereits abstrahierten Sachverhalt ausgegangen, der nur auf einer Meta-Ebene beschrieben werden kann, weil er in den hier behandelten Diskursen in dieser Form und als konkretes Objekt einer Debatte nicht vorkommt. Grundsätzlich ist der *for-*

male Aspekt aufgrund meiner wissenssoziologischen und entsprechend konzeptuellen Herangehensweise der *vorrangige*.

2.2.6 Induktives versus deduktives Vorgehen

So wie hier weder von dezidiert materialer noch von ausschließlich formaler Theoriegenerierung gesprochen werden kann, ist es (nicht nur) bezüglich dieser Arbeit schwierig, von streng induktivem oder vornehmlich logisch-deduktivem Vorgehen zu sprechen. Natürlich beziehe ich mich auf bestehende Theorie (bzw. internalisierte Erfahrungen und Kenntnisse) und projiziere diese deduktiv in das Beobachtete. Doch auch entsteht – induktiv – aus dem Beobachteten etwas (womöglich oder vermeintlich) Neues, welches schließlich, räumlich und zeitlich fließend, wieder zu einem »Apriori« wird. Von apriorischen Annahmen im Sinne eines deduktiven Vorgehens kann und will ich mich weder freisprechen noch distanzieren, da sie in gewisser Hinsicht zu einem jeden Denken und vor allem soziologischen Vorgehen gehören; ja ohne sie wäre eine soziologische Analyse selbstverständlich nicht möglich. Auch Glaser und Strauss konstatieren: »Die anfängliche Entscheidung für die theoriegeleitete Datenerhebung hängt nur von der allgemeinen soziologischen Perspektive und dem allgemeinen Thema oder Problembereich ab [...]. Die Ausgangsentscheidung hängt von apriorischen theoretischen Annahmen ab.« (Glaser et al. 1998:53) Doch ist natürlich zwischen apriorischen Wahrheiten und logisch-deduktivem Vorgehen zu unterscheiden, selbst, wenn sich apriorische Annahmen immer wieder »als eine soziale und historische Kontingenz« (Ankersmit 2012:6) offenbaren und in einer steigenden Zahl von Fällen zu aposteriorischen Aussagen oder Wahrheiten erklärt werden.

Der historische Siegeszug des *erfahrungsbasierten Urteils* spiegelt sich auch in der hiesigen Arbeit wider – ohne, dass ich persönlich hier eine endgültige Position beziehen könnte oder wollte. Und ganz zu schweigen vom Themenfeld der Alzheimer-Forschung, für welches die Empirie (nicht unbedingt aber die sinnliche Wahrnehmung, wie sich zeigen wird) einen wichtigen inhaltlichen Teil darstellt, muss unsere eigene Affinität zu empirischen Denkmustern als gegeben vermutet werden. Deshalb kann ich konstatieren, dass – größtenteils unabhängig von Glasers und Strauss' berechtigter Ansicht, dass lediglich induktive Theorien sich im Feld, auf Dauer, für Interventionen, bezüglich Dichte, Reichweite und Klarheit wirklich bewähren können (vgl. Glaser et al. 1998:15) und dass »die Angemessenheit einer soziologischen Theorie heute nicht (mehr) von dem Prozeß, in dem sie generiert wird, getrennt werden kann« (ebd.) – hier *auch* ein induktiver Ansatz vorliegt. Bestimmte konkrete Merkmale einer Grounded Theory fanden und finden sich in unserem Vorgehen wieder. So fungierte die Grounded Theory als eine methodische Leitlinie und kann hier als Erklärungsmodell dienen. Das empirisch induktive Vorgehen war für die Entstehung dieser Arbeit von großer Bedeutung.

Doch soll noch folgende Bemerkung gestattet sein: Es gilt, die Grounded Theory, zumindest im Stillen, als Symptom eines (Wissenschafts-)Diskurses zu erkennen, wenn sie als Analyseinstrument oder zumindest als ein Werkzeug dienen soll, dessen einheitliche Benennung die Darlegung meines Vorgehens einer Allgemeinheit verständlicher machen kann. Denn ohne jeden Zweifel ist die Grounded Theory nicht nur ein Anzeichen für den zur Mitte des 20. Jahrhunderts (zumindest in den USA) zu beobachtenden Trend zu »mittelgroßen« empirisch geprägten (anwendungsbezogenen) Theorien, sondern damit auch ein Vorbote einer sozialwissenschaftlichen Neigung zu immer strukturabhängigeren Analysen, welche heutzutage (auch in Deutschland) den Großteil der Veröffentlichungen im Bereich der Auseinandersetzung mit dem menschlichen Zusammenleben stellen. Auch die Sozialwissenschaften wurden verschult und ökonomisiert, auch und erstreckt der Bereich der qualitativen Sozialforschung.

Zu welchem Zeitpunkt in unserem Fall, bezogen auf diese Arbeit, eine induktive Ableitung in empirisch nachvollziehbarer Art und Weise zum ersten Mal stattgefunden hat, ist schwer zu sagen. Gewiss wird das *tempus initii* mit der Analyse der Literaturübersicht festgelegt, durch welche die letztendliche Idee für diese Arbeit entstanden ist. Da es sich allerdings nicht nur bei diesem Zeitpunkt um eine »biographische Kontingenz« handelte, sondern eindeutig auch weitere Arbeiten in der Nähe des hier umkreisten Themenfelds bereits vorher stattgefunden hatten, muss rückwirkend vielleicht doch von einer Art Apriori, die sich zumindest auf einer Metaebene oder in Bezug auf die hier vorliegende Arbeit gegen die aposteriorische Wahrheit durchzusetzen vermag, gesprochen werden. Denn natürlich sind die vorher abgeschlossenen und inzwischen internalisierten Arbeiten ein Vorläufer der darauf folgenden Gedanken, doch ist ihr Erwähnen im Kontext einer zu weiten Teilen von strukturellen Bedingungen geprägten Arbeit kein offiziell legitimes Mittel, um letztendlich inhaltlich entscheidende Argumente zu liefern. Der hier getätigte Verweis auf akademische Paradigmen macht klar, dass ein logisch-deduktives Denken (nicht nur in Mathematik und Logik) mindestens zu Teilen vorhanden sein muss, um überhaupt methodische Überlegungen anstellen zu können, die wiederum als basale (akademische) Voraussetzung für eine solche Arbeit gelten. Es ist inzwischen geläufig: Völlige Objektivität ist in keiner Wissenschaft möglich, reine Induktion eine Chimäre.

Und auch jenseits methodischer bzw. methodologischer Fragen bleibt, wie angedeutet, ein deduktives Denken und Erklären ein wichtiger Teil nicht nur des Lernens und Erkennens in der Lebenswelt des Menschen, sondern auch des Beschreibens und Hinterfragens. Ein Grübeln im Hinterzimmer eines Gebäudes setzt Mauern, Türen und vielleicht Fenster voraus; und natürlich ein denkendes Subjekt. Doch ich nehme mir heraus, davon auszugehen, dass vorerst nicht der komplette Raum definiert werden kann. Nicht einmal durch Zahlen. In diesem einen potenziellen »Nichts« sollte ein Apriori vermutet werden dürfen.

2.3 Mixed Methods

Wie oben bereits angesprochen, kommen in meinen empirischen Beobachtungen (Kap. 3) externe Betrachtungen von Fachveröffentlichungen, Interviewsituationen und teilnehmende Beobachtungen sowie entsprechende (überwiegend qualitative) methodische Herangehensweisen nebeneinander vor. Zuweilen werden aber auch Beobachtungs-, Analyse- und Interpretationsmethoden und -ebenen vermischt, wenn z.B. inhaltliche Ergebnisse meiner Literaturanalyse in meine dichte Beschreibung der Konferenzteilnahmen miteinfließen.

So werden einzelne Interpretationsfäden bereits während der Beschreibung und Analyse des Materials in Kapitel 3 aufgenommen. Eine letzte synthetisierende Interpretation des Materials findet aber erst in Kapitel 4 statt. Vor allem die dichte Beschreibung in Kapitel 3.3 beinhaltet entsprechend ihrer der Ethnographie entspringenden Art eine Verschmelzung von beschreibenden, analysierenden und interpretierenden Elementen. Sie soll gerade durch ihren erzählerisch-essayistischen Charakter den empirischen Teil abrunden, indem mit ihrer Hilfe versucht wird, »das ›Gesagte‹ [des sozialen] [...] Diskurses dem vergänglichen Augenblick zu entreißen« (Geertz 2015:30).

Die Mixed Methods-Methode bot sich im Laufe meiner Forschungen aus methodisch-inhaltlichen sowie logistisch-organisatorischen Gründen an und erwies sich – auch aus den oben angedeuteten Gründen der multiperspektivischen gegenseitigen Ergänzung – als äußerst fruchtbar für die Bearbeitung meiner Forschungsfragen.

Die drei verschiedenen Samples sind nicht in dem Sinne multiperspektivisch, als dass sie die Perspektiven verschiedener Diskursteilnehmer auf ein und dasselbe Phänomen abbilden. Sie bieten vielmehr einerseits die angesprochene methodische Multiperspektivität und andererseits die Möglichkeit, aus ganz bestimmten Blickwinkeln an das Gesamtphänomen heranzutreten und bestimmte mehrdimensionale Grenzen und Machtverhältnisse auszuloten, die in einem eher »zweidimensionalen« Ansatz, z.B. einer komparatistischen Diskursbetrachtung, verborgen geblieben wären.

Im Folgenden werde ich Charakteristika und Hintergründe der drei Archivteile, die mit jeweils verschiedenen methodischen Mitteln erstellt wurden, etwas näher erläutern. Auf inhaltliche Einzelheiten wie genaue Zeit- und Sozialräume, Operationalisierung oder Codierung werde ich in Kapitel 3 zusammen mit der tatsächlichen Beschreibung und Analyse des Materials eingehen.

2.3.1 Explorative Übersichtsarbeit und Replik (Sample 1)

Im Forschungsprozess wurde ausgegangen von einer explorativen Literaturuntersuchung, einem sogenannten Literatur-Review, also einer Übersichtsarbeit,

welche im Rahmen einer inhaltlich unabhängigen Forschung angefertigt wurde. Hierbei ging es um die Frage, inwieweit aus in PubMed⁹ gelisteten medizinischen Fachpublikationen hervorgeht, dass die bei Menschen über 65 Jahren in ihrer Prävalenz steigenden Demenzdiagnosen in der westlichen Welt häufig einem durch Medikamentenkonsum erzeugten, chronischen Verwirrheitszustand geschuldet sind. Das Feld bestand hier aus Fachliteratur, hauptsächlich Artikeln aus etablierten Fach-Journalen, aber auch aus medizinischen Lehrbuchkapiteln¹⁰ und thematisch passenden Fachbuchbänden¹¹. In PubMed wurden hauptsächlich die an die Software angepassten Suchbegriffe »Dementia/chemically induced« (ca. 1700 Treffer¹²), »Alzheimer/chemically induced« (ca. 900), »Dementia/adverse drug reaction« (ca. 5900) und »Alzheimer/adverse drug reaction« eingegeben (ca. 3300) und die Treffer durchsucht. Circa 150 Veröffentlichungen entsprachen der Ausgangshypothese »Demenz als Folge medikamentöser Behandlung« und wurden genauer untersucht.¹³ Der Hauptzeitraum dieser ersten Recherche war das Jahr 2014. Sie wurde allerdings bis zur Veröffentlichung des Artikels *Demenz als Folge der Therapie?* (Vogt 2017¹⁴) und im weiteren Verlauf der vorliegenden Arbeit durch einige Quellen aktualisiert. Die von einem renommierten Vertreter der Psychiatrie ebenfalls im *Deutschen Ärzteblatt* veröffentlichte Replik zu meinem genannten Artikel ist auch Teil meiner Betrachtung. Sample 1 besteht also nicht nur aus den Rechercheergebnisse an sich – auch wenn diese in der Erläuterung von Bedeutung sein werden –, sondern vor allem aus den zwei genannten, aufeinander folgenden Veröffentlichungen zu diesen Ergebnissen.

Aus der Auseinandersetzung mit Hintergründen und Fragestellungen rund um Demenz, Alzheimer und deren Ursachen ergaben sich erste für die vorliegende Arbeit relevante Fragestellungen. Der medizinisch-pathologische Umgang mit klinischen Demenzsyndromen weckte erstes Interesse für die Macht der Hirnforschung in diesem Bereich.

Zwar wurde dieses Material als Grundstein des allerersten Samples erhoben und bereitete die gedankliche Basis für den weiteren Forschungsprozess, doch wer-

-
- 9 PubMed ist eine Online-Datenbank des »National Center for Biotechnology Information« (NCBI) für biomedizinische und lebenswissenschaftliche Fachveröffentlichungen (vgl. NCBI 2019).
 - 10 Z.B. *Arzneitherapie für Ältere* von Wehling et al. (2013)
 - 11 Z.B. *der Arzneiverordnungsreport 2013* von Schwabe et al.
 - 12 Die Trefferangaben können nur ungefähr angegeben werden, da die Anzahl im Laufe der mehrwöchigen Recherche variierte.
 - 13 Auch wenn es sich für die meisten Leser vermutlich von selbst versteht, will ich Folgendes nicht unerwähnt lassen: Die Untersuchung musste vor allem über universitäre Internetzugänge mit entsprechenden Verlagslizenzen durchgeführt werden, da der Großteil der gefundenen Studien und Veröffentlichungen kostenpflichtig bzw. zugangsbeschränkt ist.
 - 14 Zwischen 2014 und 2017 ergaben sich aufgrund verschiedener Umstände einige mehrmonatige Forschungspausen.

den die daraus entstandenen Ergebnisse und Veröffentlichungen in dieser Arbeit erst *nach* Sample 2 (Interviews) angeführt und beschrieben, da Sample 2 die Basis meiner Argumentation bildet und die Voraussetzungen für das Verstehen von Sample 1 im hiesigen Kontext schafft. Sample 1 kann, wie oben angedeutet, einerseits als Instrument dienen, um bestimmte »Grenzen« des von mir betrachteten Diskurses zu erschließen; z.B. was die Unterscheidung zwischen der Klinik und der Pathologie der Alzheimer-Krankheit angeht. Andererseits und mit dem ersten Punkt zusammenhängend, kann es als Beispiel für eine »alte« Form von Iatrogenese in einer Krise der Institution hergenommen werden, die durch entgrenzte Formen der Iatrogenese relativiert, abgelöst oder vollendet werden bzw. wurden. Sample 1 ist also Grenzstein eines Randgebietes der Medizin bzw. zwischen Klinik und Pathologie der Alzheimer-Krankheit und gleichzeitig ein exemplarischer Gegenpol zu neuen iatrogenen Entwicklungen bezüglich der Alzheimer-Krankheit, auf die ich später kommen werde.

2.3.2 Qualitative leitfadengestützte Experteninterviews (Sample 2)

Im Zuge der Auseinandersetzung mit Sample 1 ergaben sich Fragen nach der Rolle einer Medikalisierung älterer Menschen im Kontext von Forschungs- und Präventionsdiskursen rund um Demenz als Syndrom und schließlich rund um Alzheimer als »führende« patho-ätiologische Erklärung. Bei meinen Nachforschungen stieß ich unvermeidlich auf die im Theorieteil beschriebenen Widersprüchlichkeiten bezüglich den Protein-Ablagerungs-Hypothesen und klinischen Demenz-Syndromen. Über diesen Kontext wurde ich auf das bevorstehende, von der VW-Stiftung geförderte Symposium »Beyond Amyloid – Widening the View on Alzheimer's Disease« in Hannover aufmerksam, an welchem ich am 10. und 11. Oktober 2016 als Hörer teilnahm. Ich nutzte die Gelegenheit, Kontakt mit Forschern auf dem Gebiet der neurowissenschaftlichen Alzheimer-Forschung aufzunehmen und gewann schließlich fünf von ihnen – alle Inhaber von Professuren an bekannten Forschungseinrichtungen – für ausführliche Experteninterviews. Diese Interviews wurden schließlich mit der Vorgabe einer Anonymisierung der Transkripte im Frühjahr 2017 via Skype und Telefon durchgeführt und als Audiodateien aufgenommen. Die entsprechenden Transkripte – die im Anhang dieser Arbeit inklusive der Fragen an die Forscher einzusehen sind – wurden schließlich mit der qualitativen Analysesoftware MAXQDA 2018 ausgewertet. Die Interviewfragen, die als ungefährer Leitfaden für die Gespräche dienten, spiegeln teilweise die damals entstandenen Fragestellungen meiner Forschung, entsprachen dieser aufgrund von interviewstrategischen Gründe nicht völlig:

Wie hängen Heilung und Prävention der Alzheimer-Krankheit zusammen? Forcieren die Wissenschaftler in ihrer Forschung eher Heilung (und Behandlung) oder eher Prävention? Welchen Stellenwert haben die Proteinablagerungs-Hypothesen

für die einzelnen Forscher, auch in Bezug auf klinische Fragen? Wie gehen die Forscher mit den strukturellen Begebenheiten, den inhaltlichen Widersprüchen und Ambiguitäten im Feld um – auch angesichts ständig neuer Meldungen über wissenschaftliche »Durchbrüche« und in Anbetracht der Frage nach Frühdiagnostik und Vorsorgebehandlungen? Wie klar ist die Rolle der Lebenswissenschaften als Diskursführer in der Alzheimer-Forschung? Wie und wo verorten sich die Forscher selbst in diesem Feld?

Natürlich lag mein Interesse durchaus im Expertenwissen (fachinternes, technisches und inhaltliches Wissen) und im Prozesswissen (Wissen über strukturelle Begebenheiten und Handlungsabläufe des Forscheralltags). Wichtig war mir aber vor allem das Deutungswissen meiner Interviewpartner: Wie *deuten* sie das, was sie tun, wie sie es tun, wo, warum etc.? Bereits im Zuge der ersten Materialsichtungen kam ich auf weitere Fragen, neue Literatur und Ideen. Diese sollten sich bei den Konferenzteilnahmen in Weimar, Barcelona und Den Haag zu dem verdichten, was im Schlussteil dieser Arbeit beschrieben wird und was die Basis der Kategorien und Codes war, die ich letztendlich für die Interviewanalyse anwendete.

2.3.3 Dichte Beschreibung der Konferenzteilnahmen (Sample 3)

Aus den Interviews hatten sich bereits eindeutige Tendenzen meines weiteren Forschungsinteresses und -prozesses ergeben: Z.B. stand die Frage im Raum, inwieweit die Forschung zu einer Früherkennung und Vorsorgebehandlung von Alzheimer tendiert oder inwieweit eine weitere Radikalisierung des neurowissenschaftlichen Monopols um Demenz stattfindet. Diese und weitere Fragestellungen meiner Arbeit verfolgte ich als teilnehmender Beobachter der Konferenzen der Alzheimer-Organisationen »Deutsche Alzheimer Gesellschaft e.V.« und »Alzheimer Europe« im Oktober 2018 in Weimar und Barcelona und im Oktober 2019 in Den Haag. Und noch weitere Fragestellungen und Konzepte ergaben sich erst vor Ort. Da ich nicht nur als passiver Hörer beiwohnte, sondern selbst jeweils ein Thema¹⁵ bei den Konferenzen vorstellte, war meine Verwicklung als teilnehmender Beobachter garantiert.¹⁶ Dennoch war ich als Wissenssoziologe unter meist sehr anwendungsbezogen arbeitenden Menschen so etwas wie ein ethnologisch Forschender mit einem fremden Blick auf etwas »Anderes«. So ging es bei meinen Konferenzteilnahmen nicht unbedingt darum, »unsere tiefsten Fragen zu beantworten, sondern uns mit

15 Die Titel der Poster lauteten »Demenz als Folge ärztlicher Behandlung« (Weimar), »Dementia as a result of therapy« (Barcelona) und »Distinct epistemological concepts of AD and their role regarding secondary prevention« (Den Haag).

16 Da die Posterpräsentationen völlig separat von den von mir beschriebenen Situationen und Präsentationen stattfanden, kann hier eine Beeinflussung der Akteure durch meine Forschungsschwerpunktsetzung ausgeschlossen werden.

anderen Antworten vertraut zu machen, die andere Menschen – mit anderen Schafen in anderen Tälern – gefunden haben, und diese Antworten in das jedermann zugängliche Archiv menschlicher Äußerungen aufzunehmen.« (Geertz 2015:43)

Um die aus Sample 2 generierten Hypothesen zu hinterfragen und gegebenenfalls zu erweitern, wurden Mitschriften und Notizen auf den Konferenzen gesammelt, die hinterher im Sinne einer dichten Beschreibung zusammengefügt wurden. Nach dem Begründer der dichten Beschreibung, Clifford Geertz, geht es bei dieser Art der ethnographischen Beschreibung unter anderem um die Deutung sozialer Diskurse, indem die dort getätigten Aussagen »dem vergänglichen Augenblick« (ebd.:30) entrisen werden, meist auf einer »mikroskopischen« oder mikrosozialen Ebene. Aus Letzterem folgt, dass die kleinsten Beobachtungen die wertvollsten sein mögen, auch für das große Ganze. Mit Bezug auf ein Geertz-Zitat: Ich habe nicht Konferenzen untersucht, sondern *auf* Konferenzen (vgl. ebd.:32).¹⁷ Die flüchtigen Ereignisse, Atmosphären und Momente, die ich auf den genannten Veranstaltungen erlebt habe, habe ich also mithilfe von Protokollen und Notizen in Momentaufnahmen verwandelt, um das Geschehene wieder heranziehen und für meine Arbeit nutzen zu können. Die daraus resultierenden subjektiven Schilderungen einzelner Erlebnisse runden die vorherigen Eindrücke, Ideen und Hypothesen meiner Arbeit ab und ergänzen das Material um *persönliche Erfahrungen*.

2.4 Zur Reflexion der Methoden

»Wer etwas wirklich Neues finden will, muß sich vor allem vor jeder Untersuchungsmethode hüten. Er mag sich später, wenn er etwas gefunden hat, dazu gedrängt fühlen, seine Untersuchungsmethode nachträglich zu bestimmen. Aber das ist eine taktische Frage, besonders, wenn es sich darum handelt, seinen Funden schon zu Lebzeiten Anerkennung zu verschaffen. Der ursprüngliche Vorgang selbst zeichnet sich durch absolute Freiheit und Unbestimmtheit aus, und von der Richtung seiner Bewegung kann einer, der sich zum erstenmal auf diese Weise bewegt, überhaupt keine Ahnung haben. Die Verantwortung liegt im ganzen Menschen und nicht in dieser besonderen Unternehmung.« (Canetti 1976:213f.)

17 Folgende Diskrepanz zwischen Geertz und Foucault ist mir bewusst: Geertz untersucht Gegenstände in Räumen und Orten, Foucault die Räume und Orte (Diskurse) selbst. Dieser Vergleich scheint banal, weil die Abstraktionsebenen des jeweiligen empirischen Materials völlig unterschiedlich sind (ethnographische Forschung in tatsächlichen Dörfern versus historisch-sozialphilosophische Untersuchung von Diskursen als »Orte der Macht«). Dennoch will ich diesen Hinweis einbringen, gerade weil die Gegenüberstellung und Kombination dieser beiden Verständnisse von »Ort« fruchtbar sein könnte und weil auch Geertz von sozialen Diskursen ausgeht.

2.4.1 Lebenswelt und Wissenschaft zwischen Spielregeln und Kontingenz

Die »biographische Kontingenz«, die mich zu der Entscheidung für die vorliegende Arbeit geführt hat, mag sich auch in meinem empirisch-methodischen Vorgehen widerspiegeln: Es ist von Offenheit geprägt; einerseits im Hinblick auf die übergeordnete Methodenwahl, also bezüglich meines »Mixed-Methods-Ansatzes«, andererseits aber auch im methodisch-inhaltlichen Sinne einer Grounded Theory, also durch die permanente Weiterentwicklung, Verformung und Aktualisierung meiner Fragen und Konzepte. Letztendlich ist jede ursprüngliche, inzwischen womöglich verworfene Fragestellung oder Konzeptbenennung, selbst wenn sie in dieser Arbeit kein einziges Mal erwähnt werden sollte, für diese Arbeit von Bedeutung. Ich selbst kann nicht einmal sagen, ob ich jedes »Desiderat«, das mir während des Forschungsprozesses einen Weg aufgezeigt hat, *bewusst* erkannt oder bedacht habe. Und bei der Frage nach Motiven oder Momenten meiner Forschung müsste ich unweigerlich auf die Frage nach dem Wechselspiel einer Wahrheit oder Annahme zwischen ihrem Dasein als Apriori oder Aposteriori zurückkommen. Letztendlich schreibe ich diese Arbeit in einem und für einen akademischen Kontext, der mir von vorneherein klare Regeln diktiert hat. Andererseits ist jedes die-Welt-Befragen, und wollte ich mich noch so sehr von den Formen »guten wissenschaftlichen Arbeitens« distanzieren, von derart festgeschriebenen Spielregeln bestimmt, dass es kaum einen Unterschied macht, ob die gegenwärtige Wissenschaft diesen entsprechen kann, will, muss oder tatsächlich entspricht. Dies kann ich lediglich möglichst genau dokumentieren. Und natürlich versuche ich, den Prozess meiner Arbeit für den Leser nachvollziehbar und ein Stück weit nachverfolgbar zu machen, da auch ich ein gewisses Interesse daran habe, dass mein Tun reflektiert oder extrapoliert werden kann. Von jeder und jedem. Damit hängt auch zusammen, dass die Auseinandersetzung mit dem »Material«, der Wissenschaft und besonders der Welt, in die das Material eingebettet ist, nicht nur der Institution überlassen werden darf. Schließlich ist Paul Feyerabends Zitat nicht als Forderung, sondern als simple Beobachtung zu begreifen: »Die Wissenschaft ist wesentlich ein anarchistisches Unternehmen: der theoretische Anarchismus ist menschenfreundlicher und eher geeignet, zum Fortschritt anzuregen, als ›Gesetz-und-Ordnungs‹-Konzeptionen.« (Feyerabend 1979:5)

2.4.2 Methoden zwischen Nähe und Distanz

Ich will darauf hinweisen, dass meine soziologische, naturwissenschafts-externe Position – meine Außenseiterstellung nahm ich nicht nur bei der Literaturrecherche und den Interviews, sondern auch auf den »interdisziplinären« Konferenzen wahr – durchaus als ein Vorteil und gar eine Grundvoraussetzung einer kritischen

Analyse begriffen werden kann und muss. Diesem Kurzplädoyer für die distanzierte Kritik der Institution (durch Laien) will ich allerdings noch einmal die von Foucault beschriebene Einschränkung eines jeden Umgangs mit *medizinischem bzw. nicht-medizinischem Wissen* hinzufügen: »Das Teuflische an der derzeitigen Situation ist, dass wir, wenn wir auf einen Bereich zurückgreifen wollen, den man für der Medizin äußerlich hält, feststellen müssen, dass er medizinisiert worden ist.« (Foucault 2003a:61)

2.4.3 Jenseits von Publikationsbias und Peer-Reviews

Bezüglich der Literaturrecherche für die Übersichtsarbeit mit Datensample 1 kann eingewandt werden, dass ich die methodischen Qualitäten der betrachteten Publikationen größtenteils unbeachtet ließ. Allerdings könnten solchen Fragen nach der Vergleichbarkeit verschiedener Studiendesigns oder einer wie auch immer gearteten Publikationsbias wiederum eine noch grundlegendere Fragwürdigkeit der »Peer-Review«-Kultur (vgl. Henderson 2010) oder die ethische Frage bezüglich Tier- und Menschenversuchen (vgl. Shah 2006) und deren Nützlichkeit entgegengestellt werden. Letztendlich mögen etwaige Verzerrungen meiner Übersichtsarbeit nur marginale sein, wenn man bedenkt, dass jegliche »Realitäten« und auch deren Betrachtung von Verzerrungen und Selektionen betroffen sind oder gar sein müssen – nicht nur aus konstruktivistischer Perspektive, sondern aus welcher (wissens-)soziologischen und philosophischen Sicht auch immer. Entsprechend ging es bei der Erhebung und Analyse von Sample 1 vor allem um die Frage der Diskursexistenz dieser Problematik an sich sowie bestimmte sie betreffende »Umgangsformen«, von denen ich eine exemplarisch darstellen werde. Es ging nicht um eine methodische Validität einzelner Aufsätze und Studien und daraus folgende Forderungen nach systemimmanenten Veränderungen, die einer Medizinisierung der Problematiken vermutlich weiter Vorschub leisten würden.

Im Hinblick auf alle drei Samples war für mich besonders interessant, *dass* man von »Alzheimer« spricht, *wer* davon spricht, *von wo* aus davon gesprochen wird, was davon gesprochen wird und wie *die Einschreibung der Uneindeutigkeit* sich in der Sprache, im Wissen, im Körper und im Wissen und der Sprache vom Körper manifestiert bzw. durch diese verformt wird.